Palmer's
Pure Crystal Ice
2 Künstlich hergestellt. 2

Ehrliche Gewichte—Beste Bedienung

Phone 777 Phone

Office: 416 Westliche Dritte Straße

Werfen Sie Ihre alten Automobil-Reifen nicht fort.

Erhaltet von 5,000 bis 10,000 Meilen mehr von denselben, indem Sie dieselben mit unserem **"Half-Sole" Reifen** versehen lassen.

International Rubber Sales Co.
111 S. Walnut Str. Grand Island, Nebr:

THEO. JESSEN,
Der deutsche Apotheker

bietet seinen Freunden gute und reelle Waaren und alle im seinem Fach schlagenden Artikeln an.

Recepturen eine Spezialität.

Laden: 959 — Phones: — Residenz: Red 1824

"Cypress-Wassertanks"
Billiger wie galvanisirte und halten laenger.

Baumaterialien, Schindeln, Pfosten und galvanirtes Eisen bestaendig vorraethig.

CHICAGO LUMBER CO.
Phone 48. JOHN DOHRN, Mgr. Grand Island

Die Erste National-Bank
Grand Island, Nebraska
Thut ein allgemeines Bankgeschäft : : : : Macht Farm-Anleihen
Vier Prozent Zinsen bezahlt an Zeit-Depositen
Kapital und Ueberschuß: $215,000.00.
S. N. Wolbach, Präs. John Reimers, Vice-Präs
J. R. Alter, jr., Kassierer.

G. J. BAUMANN, Geschäftsführer — *M. F. O'MALLEY*, Licensirter Einbalsamirer

BAUMANN & O'MALLEY
Leichenbestatter

Telephon: 1234 — 218 Ost 3. Str.
Nacht-Aufrufe: Black 517—1237.

Dr. Oscar H. Mayer
Deutscher Zahnarzt
Hedde-Gebäude Telephon Black 31

WILLIAM SUHR
Rechtsanwalt
First National Bank-Gebaeude
Grand Island, - - - Neb.

Advertising in 'Staats-Anzeiger und Herold' pays. Try IT

Das Fräulein mit den drei Stellen.

Von Gustav Hochstetter.

Cyprienne tippt.

Welcher Gegensatz in diesen beiden Worten!

Cyprienne! Das Wort ertönt .... und jeder denkt an die entzückende, kleine, geistreiche Frau, von der uns Sardou und de Najac in ihrem graziösen Lustspiel drei Akte lang die amüsantesten Dinge erzählen ...

Tippt! Das Wort ertönt ... und jeder hört das strenge, rhythmische Stahlgeklapper der Schreibmaschine. Man denkt an falschgeschriebene Fremdwörter, an ausgelassene oder zuviel gesetzte Interpunktionen, an Verdruß und Aerger ....

Aber trotzdem bleibt es eine unumstößliche Tatsache: Cyprienne Voß tippt.

Und welches Glück hat sie, wenn sie eine neue Stelle sucht!

Das ist klar: wenn sie auf eine Chiffre-Annonce ihre Offerte einschickt, so kann der prüfende Prinzipal den eparten, blaßblauen, quadratischen Briefbogen mit der eleganten Handschrift und dem Signum „Cyprienne Voß" nicht auf den gleichen Stapel werfen, zu dem sich die unbeholfenen Offerteriebriefe von hundert Anna Meiers, Lina Lehmanns und Frida Schulzes bereits aufgetürmt haben. Das zierliche Angebot Cyprienneens wird besonders zur Seite gelegt — umso mehr, als ihm eine Ansichtskarte mit dem Bilde der Schreiberin beigefügt war. Einem Bilde, das uns nicht nur die vollendete Schönheit der Absenderin ahnen läßt, sondern auch ihren Geist, ihre sympathischen Umgangsformen, ihre Bildung, Cyprienne schreibt in dem Offertbrief: „.... ich spreche Italienisch, Französisch, Russisch, Englisch ...." Wenn Frida Schultze das schreibt, denkt man sich: Na, na! Es wird um diese Kenntnisse etwas lückenhaft bestellt sein! Wenn aber Cyprienne Voß das schreibt, und man betrachtet auf der Ansichtskarte ihre klugen Augen, ihre intelligente Stirn, ihren gewinnenden Gesichtsausdruck, so ist man überzeugt, daß Cyprienne die versprochenen Kenntnisse tatsächlich in weitestem Umfange besitzt.

Nur eines störte bei Cyprienneens Offertbrief: während die anderen Bewerberinnen nur fünfundsiebzig bis höchstens neunzig Mark für den Monat beanspruchen, verlangt Cyprienne schlankweg hundertfünfzig Mark. Das ist beinahe das Doppelte. .... „Aber immerhin," sagt der Chef zum Prokuristen, „ein Mädchen, das so viele Sprachen spricht —!" (Und er meint dabei in Wirklichkeit: „Ein Mädchen, das so hübsch ist, wie dieses Bild —!") Und der Prokurist antwortet: „Man muß sie jedenfalls einmal anhören, vielleicht läßt sich noch etwas nach —!" (Und er meint dabei in Wirklichkeit: „Man muß sie jedenfalls einmal ansehen, sie ist vielleicht noch schöner als das Bild!")

Mithin ist von allen Bewerberinnen, die erste, die man zur persönlichen Vorstellung lädt: Cyprienne.

Man hat sie gebeten, um halb zwölf Uhr vormittags zu erscheinen

Es wird dreiviertel zwölf, und sie ist noch nicht da.

Der Prokurist macht sich auffallend oft im Zimmer des Chefs zu tun, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht schon bei dem drinnen sitzt ....

Der Chef macht sich ebenso oft im Zimmer des Prokuristen zu tun. Man kann nie wissen ....

Es wird bald eins, Cyprienne ist noch nicht da.

Hat sie vielleicht inzwischen schon eine andere Stelle angenommen?

Oder hat sich vielleicht in den Einladungsbrief ein Fehler eingeschlichen? .... Der Prokurist ist eben dabei, der Sicherheit halber im Popierbuch die Kopie des Einladungsbriefes nachzulesen, da kommt der Chef herein:

„Ach, äh, könnte ich vielleicht mal die Kopie des Einladungsbriefes sehen, den wir an Fräulein Cyprienne Voß geschrieben haben?"

Sogar den Namen hat er behalten ....

Ein Uhr. Da bringt der Lehrling eine hochelegante, breite, lithographierte Visitenkarte herein und meldet mit merklich beklommener Stimme: „Hier die Dame wünscht ... würscht ihre Aufwartung zu machen."

Cyprienne schlüpft durch die Tür, die sie dabei nur zu einem Viertel öffnet. Cyprienne ist dunkel gekleidet, wie sich das für eine seriöse Bewerberin schickt. Marineblaues Kostüm, violettes Trotteurhütchen, schwarzer Schleier, lange, dunkle Boa. Cyprienne ist viel, viel schöner als ihr Bild; denn das Bild lebt nicht. Cyprienne dagegen! Bei jedem Wort, das man an sie richtet, oder das sie redet, sprechen ihre Augen, lächelt ihr Mund. Bei jedem Schritt, den sie tut, bei jeder Bewegung, die sie macht, zeigt sich eine neue graziöse Linie dieses schlanken und doch mit so reizvollen Rundlichkeiten ausgestatteten Mädchenkörpers.

„Ich komme etwas später, meine Herren, entschuldigen Sie das, bitte. Ich war mit einer größeren Arbeit beschäftigt, die ich nicht im Stiche lassen wollte."

Also fleißig ist sie auch! O, dieses Wunder von einem Bureaufräulein! Eigentlich wollte der Chef ihr Vorwürfe machen, weil sie ihn anderthalb Stunden warten ließ. Aber in diesem Falle ....

Eigentlich wollte der Prokurist ihr etwas von ihren monatlich hundertfünfzig Mark abhandeln. Aber, wenn sie so fleißig ist ....

Noch schwankt der Entschluß —

Da spielt Cyprienne ihren letzten Trumpf aus.

„Soll ich Ihnen vielleicht etwas zur Probe stenographieren, meine Herren? Dann müssen Sie aber gestatten, daß ich mir's etwas bequemer mache." Sie zieht ihre schwarzen Glacéhandschuhe aus und zeigt schmale, weiße Hände, die von blauen Adern durchzogen sind, und deren Nägel spiegelblank manikürt sind. Sie legt mit ihren graziösesten Bewegungen die Boa ab — der Chef hilft dabei. Sie zieht das dunkelblaue Jackett aus und steht in einer meergrünen Seidenbluse da, die entzückende Formen ahnen läßt. Sie schlägt den Schleier zurück und verrät den verführerischen Glanz ihrer braunen, klugen Augen. Sie nimmt den kleinen Trotteurhut herunter und offenbart die berückende Fülle geweliten Haares, das so schwarz ist, daß es beinahe ins Blaue schillert. Und nun sagt sie zum Chef: „Darf ich um einen Bleistift bitten?"

Man diktiert. Cyprienne stenographiert doppelt so schnell als der Chef, der sich von seinem Erstaunen noch nicht recht erholt hat, ihr diktieren kann.

Der Prokurist rafft sich auf: „Dürfen wir Sie bitten, Fräulein, jetzt das Stenogramm vorzulesen?"

Cyprienne liest. Flott. Ohne Anstoß. Ohne Zögern. Ohne Fehler.

Der Chef: „Fräulein, Sie sind engagiert. Am nächsten Ersten können Sie eintreten."

Cyprienne: „Darf ich um eine kurze schriftliche Bestätigung bitten?"

Der Prokurist: „Die werden wir Ihnen noch heute zusenden."

* * *

Am nächsten Ersten sind Chef und Prokurist auffallend früh im Bureau.

Aber wer nicht kommt, ist Cyprienne.

Statt ihrer erscheint ein Rohrpostbrief.

Sie ist krank. Leidend. Nervös. Nur für einzelne Tage wird sie im Bureau sichtbar; und dann ist sie so blaß, so zart, so schonungsbedürftig.

Am letzten Tage des Monats kam sie sogar nur für eine einzige Stunde. Kaum hatte man ihr das Gehalt ausgezahlt, da wurde sie halb ohnmächtig, und es mußte eine Droschke geholt werden, mit der Cyprienne nach Hause fuhr.

* * *

.... nach Hause?

Fuhr Cyprienne in jener Droschke wirklich nach Hause?

O nein!

Sie fuhr nach einem anderen Geschäft, wo sie ebenfalls als Stenotypistin mit hundertfünfzig Mark engagiert ist, wo sie ebenfalls nur für wenige Tage im Monat erscheint, blaß, nervös und leidend, wo sie ebenfalls für den Rest des Monats durch betrübliche Rohrpostbriefe vertreten wird, wo sie ebenfalls heute nur ihr Salär einkassierte und dann halb ohnmächtig von dannen fuhr.

Von dannen fuhr — nach ihrer dritten Stelle.

* * *

Freilich — länger als ein Vierteljahr glaubte kein Chef und kein Prokurist an diese Serie von Zufallsmöglichkeiten. Immer Krankheit .. und immer Ohnmacht nach der Gehaltsbezahlung ... und überhaupt: .... wozu hat man eine so wunderhübsche Stenotypin, wenn sie doch nie da ist?

„Divorçons!" haben Sardou und de Najac ihr Cyprienne-Lustspiel betitelt. „Trennen wir uns!"

„Divorçons„" Ins Bureaudeutsche übertragen: „Kündigen wir!" Kündigen wir dieser Cyprienne, die zwar durch ihre Schönheit glänzt, aber noch mehr durch ihre Abwesenheit.

* * *

Einmal erhielt Cyprienne an einem Tag drei Kündigungsbriefe von ihren sämtlichen drei Stellungen.

Sie lächelte, verließ das Haus, kam am Abend wieder und hatte — drei neue Stellen.

Bei all' diesen drei Stellen findet Cyprienne noch Zeit, ihre kranke Mutter zu pflegen, die sie von dem dreifachen Salär gut und kräftig ernährt. Wenn es nötig ist, wacht sie die ganze Nacht am Bette der Mutter; und sieht dann tagsüber so blaß aus, daß man ihr die eigene Krankheit gerne glaubt ....

Ueber die rechtliche Seite macht sich Cyprienne keine Vorwürfe; sie sieht nicht ein, daß es strafbar ist, ein großer, reiches Geschäftshaus täglich um fünf Mark zu prellen, bloß damit man eine arme, kranke Frau pflegen kann ....

Das sieht sie durchaus nicht ein.

O, die Frauen sind zu schlecht!

Nicht wahr?

In der Welt der Schminken.

Amerikanische Evastöchter huldigen ihnen wieder mehr.

Ohne sich so laut oder offen anzukündigen, wie dies früher, besonders in der ersten Zeit der amerikanischen Revolution, der Fall war, herrscht das Schminken in der amerikanischen Damenwelt wieder ungewöhnlich stark vor. Nicht alle machen es mit; aber man kann doch auf allen Wegen rosenwangige Mägdelein mit malerischen dunklen Wimpern und vermillon-roten Lippen zahlreich bemerken; die Theater, wenn sie sich überhaupt eines guten Besuches erfreuen, sind von mancherlei Reispuder-Düften überladen, und Haushalts-Handtücher und Bettkissen zeigen, wie Wäschereien wohlbekannt ist, viele Spuren von „Cold Cream".

Gar manches Damen-Putztischlein, das früher kaum mehr als eine Bürste, einen Kamm und einen Nadel-Behälter trug, enthält jetzt eine geradezu verwirrende Sammlung kleiner elfenbeinernen Gefäßchen mit allerlei Arten Salbe, kleine Fläschlein flüssiger Farben in verschiedenen Schattierungen und Schüsselchen oder Büchsen-Puder und roter Schminke.

Die Gepflogenheiten sind erst in den letzten paar Jahren wieder so vorherrschend geworden. Sie stellen in geschäftlicher Beziehung einen Faktor dar, welchen Onkel Sam nicht unbeachtet lassen zu sollen glaubte. Nach einer neuerlichen Schätzung der Bundesregierung geben die Frauen in den Ver. Staaten jetzt über 50 Millionen Dollars pro Jahr für Schminken und sonstige Körper-Verschönerungsmittel aus. Es gibt jetzt über 500 größere kosmetische Fabriken in diesem Lande, ungerechnet die sehr zahlreichen Privat-Laboratorien, wo Formeln für Eigen-Toilettemittel ausgearbeitet werden, besonders zur Verschönerung der Haut und des Haares. Und man glaube nicht etwa, daß diese Liebhabereien nur Frauen der „oberen Zehntausend" beherrschten! Vielmehr tun Frauen und Mädchen so ziemlich jeder Gesellschafts-Schicht mehr oder minder zahlreich mit. Alle diese wollen eben „schön" sein, und man kann dafür verhältnismäßig billige Mittelchen ebenso wohl haben wie die teuren. Freilich nicht die besten.

In den Tagen des amerikanischen Revolutionskrieges, und teilweise sogar noch etwas später, trug man die Schminken und was dazu gehört, fast ebenso auffällig zur Schau, wie etwa die Juweien! Einige diesbezügliche Schilderungen sind uns noch erhalten, darunter die eines Neujahrs-Empfanges, welchen die Gemahlin des Präsidenten Madison im Weißen Hause gab. Eine der Teilnehmerinnen selber hat diese Schilderung geliefert, und sie sagt u. a.: „Noch mehr als die unglückseligen Musiker der Marine-Kapelle, welche auf allen Seiten durch das Gedränge der gewichtigen Gäste eingeklemmt waren, mußten Mitglieder unseres eigenen Geschlechtes Mitleid erregen, die, ohne Zweifel nicht voraussehend, welche Hitze sich in diesen Räumen entwickeln würde, im Schminken und Pudern sehr dick aufgetragen hatten. Die Natur suchte sich von den Wirkungen der brütwarmen Luft zu befreien — und so verschmolz die rote Schminke mit dem Perl-Puder, dem Schweiß und dem Staub und verlieh diesen bedauernswerten Zierpuppen ein Aussehen, das alles andere eher, als schön und anziehend war!"

Diese Mode war zweifelsohne auf französischen Einfluß zurückzuführen, wie es später, im „Zeitalter" der Königin Victoria, auf englischen Einfluß zurückzuführen war, daß umgekehrt ein mächtiges Vorurteil gegen Schminke und Puder sich bei den Amerikanern entwickelte. Nur in ganz vereinzelten Fällen sitzt dasselbe noch fest; im allgemeinen aber ist eine immer vielfachere Wiedergeburt jener Manie ersichtlich.

Was nun die „Verdienste des Falles" anbelangt, so ist gerade kein Grund vorhanden, Schminke und Puder überhaupt nicht zu gebrauchen, vorausgesetzt, daß es mit künstlerischem Geschmack geschieht, und das Aussehen demjenigen der gesunden Naturfarbe gleicht. Aber sehr oft werden die Stoffe in so riesigen Mengen und mit solchen Mischungen aufgetragen, als wollte man einen „italienischen Sonnenuntergang" auf das Gesicht malen! Der ernsteste Gesichtspunkt jedoch ist der gesundheitliche. Viele kosmetische Zusammensetzungen, vorzugsweise billige, enthalten gefährliche Gifte, welche durch die Haut in das System eindringen, wie Methyl-Alkohol, Zink-Oxyd Quecksilber, Blei-Karbonat usw. Andere sind frei davon; aber die Frauen sollten nie kosmetische Mittel auf Geratewohl benutzen, ohne mit dem Inhalt und den Wirkungen dieser Zusammensetzungen bekannt zu sein, welche von keinem „Drogen- und Nahrungsmittel-Gesetz" erreicht werden.

Dr. Wiley hat auch darauf hingewiesen, da viele dieser Artikel unverhältnismäßig kostspielig seien, und die Liebhaberin leicht lernen könnte, sie für weit weniger als ein Zehntel des Preises selber herzustellen.

Ein reeller Verkauf! Ein wirklicher Verkauf!

Jetzt im Gange.

August-Räumungs-Verkauf

CASH SUIT HOUSE
Nagelstock's
AUTHORITY ON STYLES

Spart Geld! Kauft jetzt!

Wie man in England über den Tauchbootkrieg denkt.

In der Londoner „Daily News" warnt ein höherer Marineoffizier, der dem aktiven Flottendienst angehört, vor den irreführenden Angaben der britischen Admiralität über die Verluste des Tauchbootkrieges. Die Ausführungen dieses Offiziers haben in England riesiges Aufsehen erregt. Unter Anderem schreibt er: „Aus der von der Admiralität veröffentlichten wöchentlichen Aufstellung von Schiffsabfahrten und Schiffsverlusten vermag das Land den der britischen Schifffahrt zugefügten Schaden gar nicht zu übersehen. Wenn die Leute von 2000 Abfahrten und 2500 Ankünften lesen und ferner, daß 25 oder 27 Schiffe versenkt worden sind, dann glauben sie, die Verlusten seien unbedeutend. Ein trügerischeres System der Berechnung von Schiffsverlusten kann man sich nicht vorstellen. Es ist absurd, anzunehmen, daß die Deutschen nicht Bescheid wüßten, wenn sie mittelst Funkspruch die Zahl der versenkten Tonnen bekannt geben. Diese Zahl ist keineswegs überschätzt und es wäre viel besser, die ganze Wahrheit hinsichtlich der Höhe der versenkten Tonnage bekannt zu geben und das Land dadurch einsehen zu lassen, daß die Entbehrungen, die zu ertragen man ihm zumuthet, noch viel größer werden; ferner, daß mit gebieterischer Nothwendigkeit der Lebensmittelverbrauch des Landes noch viel mehr eingeschränkt werden müsse, denn England hat noch kein Mittel, die Tauchbootgefahr zu überwinden."

Die „Daily News selbst steht der Situation ausgesprochen skeptisch gegenüber. Sie wirft der Admiralität Unfähigkeit vor und ist der Ansicht, daß nur etwas Unerwartetes England und seine Verbündeten vor dem drohenden Untergange bewahren könne. Wörtlich schreibt diese vielgelesene Zeitung: „Die Situation ist außerordentlich kritisch und wird auch als solche von der Regierung und dem Volke erkannt. Wir nähern uns einer Krisis, für die es in der Geschichte Großbritanniens kein Beispiel giebt, falls nicht irgend etwas Unerwartetes eintrifft, das England und seine Verbündeten vor dem drohenden Untergange rettet. Die nahe Zukunft stellt uns Leiden in Aussicht, wie sie das Land seit vielen Generationen nicht gekannt hat. Niemand kann bestreiten, daß die britische Admiralität in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung kläglich versagt hat. Es ist möglich, daß Niemand mehr ausgerichtet hätte, als Carson, dieser jedoch hat sich als ein Fehlschlag erwiesen."

Zu ähnlichen Schlußfolgerungen kommt der bekannte englische Politiker Dr. A. Shadewell in der Londoner Zeitschrift „Ninetheenth Century". Nach seinen Ausführungen leidet England an drei wunden Punkten, die schon jetzt die Niederlage als unvermeidlich erscheinen lassen: Mangel an Schiffsbesatzungen, Mangel an Arbeitern und Mangel an Lebensmitteln. Wenn auch nur einer dieser Mängel nicht in allernächster Zeit beseitigt werden kann, so wird nach Dr. Shadewell's Ansicht das Ende des Jahres 1917 Englands Niederlage sehen. Und Lord Hamilton, Präsident der englischen Versicherungs-Gesellschaft Phoenix, gab in der letzten Generalversammlung dieser Gesellschaft folgende Erklärung ab: „Obgleich unsere Seeversicherung noch immer mit einem beträchtlichen Ueberschuß arbeitet, können wir uns nicht der Thatsache verschließen, daß die Zerstörung britischer Handelsschiffe in einem höchst bedenklichen Maßstabe vor sich geht. Die Lage aller Alliirten, besonders aber Englands, ist sehr ernst. Die Verminderung der Einfuhr von Lebensmitteln, die durch die Versenkung der Handelsschiffe herbeigeführt wird, kann nur durch eine energische, streng durchgeführte Sparsamkeit und den Willen aller Bevölkerungsklassen, sich den unvermeidlichen Einschränkungen zu fügen, ausgeglichen werden."

Die Tauchbootgefahr.

Aus Washington: Während die Frage über den Bau einer Riesenhandelsflotte zwischen Goethals, dem Leiter der Schiffsbau-Commission, und Denman, dem Vorsitzenden, ausgefochten wird, laufen von allen Seiten Gesuche ein um Beschaffung von mehr Schiffsraum. Die während der letzten Monate hier eingelaufenen Berichte über die Versenkungen von Schiffen durch U-Boote zeigen, daß der allgemeine Schiffsraum gewaltig abnimmt und die Zahl der von den deutschen Unterseebooten von Tag zu Tag in gefahrdrohender Weise wächst. So groß ist ihre Zahl, daß monatlich etwa eine Million Tonnen an den Meeresgrund wandern. Goethals hochgeschraubte Hoffnung geht dahin, daß im Verlaufe der nächsten drei Monate 3,500,000 Tonnen Schiffsraum erbaut werden kann, doch ist diese Zahl kaum mehr, als was die U-Boote in zwei Monaten versenkten, denn nach Londoner Berichten fielen ihnen im letzten Monat 1,600,000 Tonnen zum Opfer. Der U-Boot-Erfolg der Deutschen übertrifft bedeutend ihre schönsten Träume. Man nimmt amtlich keinen Anstand, darauf hinzuweisen, daß in jener Rate der Schiffsraum der Alliirten in kürgester Zeit auf ein Minimum zusammengeschrumpft sein wird.

Der Millionär Green, der sich vor Kurzem ein Weib genommen, scheint seine Sippe zu kennen. Der Ausspruch: „Wenn eine vornehme New Yorkerin mit einem Ring durch die Nase über die Fünfte Avenue ginge, würden die Juweliere außer Stande sein, den Bedarf an Nasenringen zu decken", stammt von ihm.

Auch die Völker haben Stimmungen, aber wehe dem Volke, das die Stimmungen haben; es wird sich ihrem Banne nimmer entziehen.